



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 9.
Auf absteigendem Aste

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

keine großen Kriege mehr geben. Ein großer Krieg ist immer, wirtschaftlich genommen, ein so riesenhaftes Unglück, daß auch größere Interessengegensätze materieller Art im allgemeinen Unglück des Krieges verschwinden. Aber auch die Völker machen ihre Kriege nicht nüchternen Sinnes. So selten, wie zwischen zwei Menschen ein Streit absichtlich und kaltblütig berechnet entsteht, vielmehr nur zu oft so, daß zwei im Streit sind, schneller als sie es ahnen, und ohne daß sie es wollen, so selten ist auch der Völkerstreit beabsichtigt. Darum schieben sie sich gegenseitig die Schuld des Anfanges zu, und keiner wills gewesen sein. Streit und Krieg gleichen einer Lawine. Der Anfang ist unfindbar klein, aber seine Wirkung wächst unaufhaltsam, bis sich das Unheil vollendet hat. Unvorsichtigkeit kann auch aus materiellen Dingen den Ursprung eines Krieges machen. Materielle Interessen können wohl einen Krieg anfachen, aber nicht rechtfertigen.

Es kann einem Volke gar keine größere Wohlthat geschehn, als wenn ihm eine wirklich ideale Aufgabe gestellt wird, für die es Gut und Blut einsetzen kann, eine Aufgabe, wie die von 1813. Ein Volk, das eine solche Aufgabe nicht hat, verhüllt und verkleidet auch noch die materiellen Interessen mit idealen Gründen und nennt sie Kulturaufgaben. Auch wir Deutschen sind ein Volk, dem es augenblicklich zu gut geht; wir haben nichts weiter zu thun, als Handelsstarife beraten. Aber schneller, als wir es ahnen, können wir vor ernstern Aufgaben stehn. Denn das Zeitalter der ungewollten und doch unvermeidlichen europäischen Kriege ist schwerlich für immer vorbei.

Georg Schiele



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

9. Auf absteigendem Aste



err Alfred Sauerbrei dichtete. Frau Sauerbrei und die beiden Töchter Niekchen und Lottchen sowie das Dienstmädchen schlüchen mit leisen Schritten durch das Haus, als wenn jemand schwer krank sei. Wachtel, der Werkführer der Fabrik, der gekommen war, die neusten Farben für die amerikanischen Handschuhe vorzulegen, war mit Glanz hinausbefördert worden und hatte seine Lederproben vor der Küchentür im Zorn an die Erde geworfen.

Aber Herr Wachtel, hatte die Küchenfee gesagt, Sie wissen doch, wie der Herr ist, wenn er dichtet.

Darauf hatte Herr Wachtel seine Proben wieder zusammengesucht und einen körperlichen Eid geschworen, daß er nicht nochmals hinauf gehe; jetzt könnte der Herr selber runter kommen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Zwar ziemte sich das eigentlich nicht für einen Volkentröder Bürger und Handschuhfabrikanten. Keiner dieser hochansehnlichen Herren würde sich haben beikommen lassen, etwas zu thun, was nicht mit der eigentlichen Lebensaufgabe, nämlich mit der des Verdienens (mit dem großen B)

zusammenhing. Herr Alfred Sauerbrei war auch nicht ein Vertreter der reinen Klasse, sondern war schon etwas degeneriert. Er war Handschuhfabrikant in zweiter Generation. Er hatte nicht nötig gehabt, unter Sorgen und Schinden das Geschäft in die Höhe zu bringen, er war auf dem Gymnasium gewesen, hatte sich Tertianerbildung erworben und hatte dabei, wie er zu sagen pflegte, am Golde des grünen Lebensbaumes genascht. Darauf hatte er seines Vaters Geschäft geerbt, war sogar Stadtrat geworden und hatte das Dezernat für städtische Kunst und Wissenschaft übernommen, nämlich das Schulwesen und die künstlerische Überwachung der Feiertaste und Schaubuden. Aber seine stille Sehnsucht ging höher hinauf, nach einem Plätzchen auf dem Parnas. Da nun ein solcher Platz in Polkenroda nicht zu haben war, so mußte er sich auf seinen photographischen Knipskisten und darauf beschränken, bei gegebener Gelegenheit ein schwungvolles Gedicht zu machen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Die Gelegenheit forderte es, und dies war keine geringere als die silberne Hochzeit des Herrn Bürgermeisters. Selbstverständlich durfte man die Gelegenheit, ein Jubelfest zu begehen, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Man hatte beabsichtigt, dem Herrn Bürgermeister wegen seiner hohen Verdienste um die Stadt ein Ehrengeschenk in Gestalt eines Lehnstuhls zu überreichen; aber die Majorität der Stadtverordneten, Leute, die von den aller-niedrigsten Instinkten erfüllt waren, hatten die Bewilligung der Gelder abgelehnt. Verdienste? hatte man gesagt, wo hat denn der Bürgermeister Verdienste? Er wird bezahlt, thut seine Schuldigkeit, und damit holla. Ihnen schenkte man auch keine Lehnstühle, denn zum Faulenzen habe die Neuzeit keine Zeit. Darüber hatten sich die Optimaten von Polkenroda sehr entrüstet. Es war aber nichts zu machen gewesen, und man mußte sich darauf beschränken, eine Familienfeier zu veranstalten und dieser einen besondern Glanz zu geben. Also: Ständchen, Deputationen, Gratulationen, Toaste, Tischlieder, und was sonst festliche Tage zu zieren pflegt.

Schön. Aber wer sollte die Tischlieder machen? Es war in Polkenroda, den Herrn Rektor und den Herrn Oberprediger einbegriffen, schlechterdings keiner imstande, ein schwungvolles Tischlied zu bauen, außer Herr Stadtrat Alfred Sauerbrei. Dieser also setzte sich hin und dichtete nach der einzigen hierfür in Betracht kommenden Melodie „Kommt herbei, ihr Völkerscharen“ im Schweiß seines Angesichts:

Kommt herbei, ihr Bürgerjöhne,
Unserm Krause vivat hoch!
Seiner Frau, gebornen Schöne,
Und wer sonst im Hause noch,
Die seit fünf und zwanzig Jahren
Leben in dem Jubelbund,
Wenn auch grau von Bart und Haaren,
Froh und meistens gesund.

Er, der Stadt ein wahrer Vater,
Dem die Bürgerschaft bringt Ehr,
Des Kreditvereins Berater,
Chef freiwilliger Feuerwehr.
Bei den Molkereigenossen
Sitzt er im Verwaltungsrat,
Wo der Stadt auch Heil entsprossen,
Überall ein Mann der That.

Das Lied hatte dreizehn Verse. Man fürchte nicht, daß ich sie alle hier wiedergebe. Nur der letzte möge noch dastehn.

Darum wolln wir zu ihm halten
Todesmutig in Gefahr;
Immer bleiben wir die Alten
Bis zum goldenen Jubeljahr.
Immer schwingen wir die Fahnen
Edeln Bürgerfinns aufs neu,
Tod der Lüge, Tod dem Wahne!
Hoch die Liebe und die Treu!

Was mit der Lüge und dem Wahne eigentlich gemeint war, war nicht recht klar. Vielleicht die Majorität der Stadtverordneten. Jedenfalls kann der Lüge und dem Wahne der Tod gar nicht oft genug geschworen werden.

Herr Alfred Sauerbrei war mit seinem Werke wohl zufrieden, las es unter dem Siegel der Verschwiegenheit jedermann vor, ließ es drucken und setzte sich mit Hochgefühl an die Korrektur. Bei dieser Gelegenheit wurde der Laufbursche, der mit einer Handvoll Papiere angetreten war, mit Hurra hinausgethan. Der Laufbursche wollte Wachtel nachahmen und seine Papiere auch an die Erde werfen, aber die Küchenfee kam ihm auf den Kopf, da mußte er artig sein.

So konnte also die bürgermeisterliche silberne Hochzeit kommen, und sie kam. Der Bürgermeister hatte ein Faß Moselwein, Zeller Schattenseite, etwas sauer, aber ein reiner und vorzüglicher Wein, und billig, und direkt vom Weinbauer bezogen, kommen lassen; seine Frau, geborne Schöne, hatte russischen Salat in unglaublicher Menge geschnitten und mehrere kalte Braten bereit gestellt, die Töchter, Schwieger-söhne und sonstige Verwandte waren angekommen. Es gab auf dem Gabentische einen Überfluß von Silberpapier, Karten und Widmungen. Die freiwillige Feuerwehr war schon vor Tagesanbruch angetreten und hatte mit ihren Tuthörnern einen polizeiwidrigen Kärm gemacht, und der Herr Bürgermeister hatte, nur flüchtig bekleidet, seine erste Rede halten müssen. Um elf Uhr war Magistrats-sitzung. Hier hielt Herr Alfred Sauerbrei vor Eintritt in die Tagesordnung eine Ansprache, in der er todesmutiges Eintreten der guten Bürger für ihren Bürgermeister in der Stunde der Gefahr gelobte und der Lüge und dem Wahne den Tod schwur. Der Herr Bürgermeister war ernstlich gerührt. Er dankte in seiner würdevollen Weise — denn er war auch in diesem Augenblick ganz Stadtvater —, er hoffe, daß die Worte des Vertrauens, die man ihm gewidmet habe, den nächsten Aufgaben: der Führung der Schlifftedt-Obstheimer Sekundärbahn über Polkenroda und der Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors zu gute kommen werde. Dies, meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister, sind Lebensfragen unsrer Stadt. Ich nehme gern Kenntnis davon, daß mich der Magistrat und die wohlgesinnte Bürgerschaft bei der Erfüllung dieser Aufgaben unterstützen will. — Darauf beschäftigte man sich mit der von den Anwohnern dringend geforderten Ausflämmung der Stinkuhle hinterm Stadtgraben.

Alle, die im Laufe des Tages gratuliert hatten, versammelten sich des Abends im Hause des Bürgermeisters zu Bowle und russischem Salat. Auch der Herr Stadtschreiber, ein unangenehmer Mensch, war da. Es war nicht zu umgehn gewesen. Der Bürgermeister hätte den „greulichen Kerl,“ wie die Frau Bürgermeisterin sagte, längst entlassen, wenn nicht der Herr Zimmermeister Pfaffe und andre wichtige Personen unter den Stadtverordneten einen wahren Narren an ihm gefressen hätten. Der Herr Stadtschreiber benahm sich schlecht, machte niederträchtige Gesichter, aß ein großes Loch in der Frau Bürgermeisters russischen Salat, trank viel Bowle und setzte sich dann in einen Winkel und schlief ein. Sonst „störte kein Mißton das schöne Fest.“

Der Herr Stadtrat Sauerbrei stand groß da. Man sang sein Lied, alle dreizehn Verse zweimal und den letzten Vers noch vielmals und zuletzt mit solcher Begeisterung, daß die Gläser daran glauben mußten. Der Herr Bürgermeister hielt eine schöne Dankrede. Er war gerührt. Er fühlte sich getragen von dem Vertrauen der Bürgerschaft; er konnte, der Anerkennung und der Unterstützung der guten Bürger sicher, mit guter Zuversicht an die Aufgaben herantreten, die der Verwaltung oblagen, der Vereinigung der Rektorsklasse mit der Privatschule und der Führung der Schlifftedt-Obstheimer Bahn über Polkenroda. Meine Herren, sagte er, Polkenroda geht einer Krisis entgegen. Eine weitschauende Verwaltung wird ihr Augenmerk auf die beiden Lebensfragen der Stadt zu richten haben: die Erhaltung der Steuerkraft der Stadt und den Anschluß der Stadt an den geistigen und den materiellen Verkehr der Jetztzeit. In diesem Sinne . . . und so weiter.

Darauf setzte sich ein engerer Kreis von Stadtvätern und sonstigen Optimalen zusammen und besprach den Schlachtplan für diese auszuführenden Lebensaufgaben, ohne zu beachten, daß der Stadtssekretär nahe dabei im Winkel saß und schnarchte.

Es ist in dieser unvollkommenen Welt nun einmal so eingerichtet, daß auf Zeiten der Erhebung Depressionen, auf Feste Verdruß und Widerwärtigkeiten folgen. Das Signal dazu gab das sozialistische Organ der benachbarten Kreisstadt, das einen Bericht über das Polkenröder Bürgermeisterfest brachte, worin folgende Wendungen vorkamen: Der Bürgermeister in Polkenroda, ein bekannter skrupelloser Reaktionsär echter Sorte, hat sich zu seiner silbernen Hochzeit von seiner schlappen und „byzantdienernden“ Bürgerschaft anfeiern und beschweifwedeln lassen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man diesem würdigen Herrn zu seinem Ruheposten auch einen Ruhefessel geschenkt. Aber die Gesinnungstüchtigkeit unsrer Genossen hat wenigstens diesen Skandal verhindert. Wir würden die Sache nicht berührt, sondern jene klägliche Menschenorte ihrer würdelosen Heuchelei und Kriecherei überlassen haben, wenn nicht an diesem Abend eine Verschwörung gegen das Wohl der Bürgerschaft angesponnen worden wäre. — Folgte die Erzählung des ganzen Schlachtplans, der erfunden war, den Anschluß der Stadt an die projektierte Eisenbahnlinie und die Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors durchzusetzen.

Dieser Artikel schlug wie eine Bombe ein. Der Bürgermeister war außer sich, besonders darüber, daß jemand aus dem engen Kreise der Freunde Verrat geübt hatte. Einer sah den andern mißtrauisch an, an den Stadtssekretär dachte niemand. Und die Freunde, die noch vor kurzem begeistert der Lüge und dem Wahn den Tod gesungen hatten, ließen die Ohren hängen und überlegten schon, ob es nicht besser sei, etwaigen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehn und dem Bürgermeister mit seinen Plänen die Sorge allein zu überlassen, wie er durchkomme.

Polkenroda war noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines, in einem Winkel einer bergigen Gegend liegendes Landstädtchen gewesen. Die Gegend war ausgezeichnet schön; Wald, Wiese, frische Luft, klares Wasser gab es in Überfluß, aber die Äcker waren steinig. Nur der im Thale liegende Boden war gut, aber der reichte nicht aus, die Stadt zu ernähren. Es war darum für Polkenroda eine Wohlthat gewesen, daß sich dort aus kleinen Anfängen eine ansehnliche Handschuhfabrikation entwickelt hatte, die den armen Leuten Arbeit verschaffte, aber auch viele fremde Arbeiter in den Ort zog und so den Charakter der Stadt durchaus änderte. Polkenroda wuchs um das Doppelte der Einwohnerschaft; Polkenroda erhielt eine Billenvorstadt, die sich malerisch am Abhange des Mäuseberges ausdehnte. Die Billenbewohner waren zum Teil reich gewordene Handschuhfabrikanten, zum Teil Leute, die wegen der schönen und gesunden Lage der Stadt dahin gezogen waren. Schon redete man alles Ernstes davon, daß Polkenroda ein beliebter Wohnort für pensionierte Generale und sonstige Exzellenzen werden würde, und schon fing man an, auf Spekulation Landhäuser zu errichten. Polkenroda baute eine neue Volksschule, die jedem Fremden als Schenswürdigkeit gezeigt wurde, pflasterte seine Hauptstraßen neu und war einmal nahe daran gewesen, Gasbeleuchtung einzuführen. Die strebsame Polkenröder Bürgerschaft that eine Anzahl neuer Läden auf, darunter war — der Stolz der Stadt — der Schlegelmilchische Manufakturwarenladen in der Hainstraße, wo alles zu haben war, was ein Polkenröder Herz nur erfreuen konnte, vom Sammetjacket bis zur sauern Gurke, ein Laden mit wirklichen Spiegelscheiben und so elegant, daß man sich fast in die Kreisstadt versetzt glauben konnte.

Einß blieb zu beklagen. Polkenroda hatte keine Eisenbahnverbindung. Unten im Lande ging eine große Linie vorüber, aber es hatte sich noch kein Mensch gefunden, der es für vorteilhaft gehalten hätte, eine Bahn bis hinauf in den Polkenröder Winkel zu bauen. Und so war Polkenrode auf sich und die umliegende Gegend und diese auf Polkenroda angewiesen. Dies zeigte sich darin, daß die Bewohner

des „Polkengauges“ ihre Einkäufe in Polkenroda machten, und daß in Polkenroda eine Privatschule für die Kinder der Villenbesitzer und der Beamten der Umgegend gegründet wurde, während die Bürgersöhne die Lateinschule des Rektors besuchten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn sich beide Schulen vereinigt hätten, denn so hatte jede der beiden zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Aber in die schöne Polkenröder Blüte geriet ein Wurm in Gestalt der Mac Kinley-Bill, die den amerikanischen Markt zuzuschließen drohte. Und gerade Amerika war der Hauptabnehmer der Polkenröder Handschuhe gewesen. Was sollte werden, wenn die Polkenröder Fabriken eingingen? Dreiviertel der gesamten Kommunaleinnahmen wurde von einem Duzend wohlhabender Fabrikanten und Villenbesitzer getragen. Die kleinen Ackerbürger mit ihren elenden, verschuldeten Höfen konnten nur wenig leisten, und die Arbeiterschaft, die der Stadt weit mehr kostete, als sie einbrachte, kam überhaupt nicht in Betracht.

Diese Lage hatte der Herr Bürgermeister wohl erkannt. Darum schienen ihm zwei Maßnahmen vor allem geboten zu sein, erstens durch Vereinigung der Latein-klasse mit der Privatschule die wohlhabenden und steuerkräftigen Einwohner durch ihre Kinder an die Stadt zu fesseln, und zweitens alles daran zu setzen, eine Eisenbahnverbindung zu erhalten und dadurch die vorhandene Industrie zu stärken und zu neuen Unternehmungen Anregung zu geben. Es bot sich eine günstige Gelegenheit, da sich eine Gesellschaft gefunden hatte, die beabsichtigte, die schon erwähnte Eisenbahnlinie mit einer andern hinter den Bergen vorbeiführenden durch eine Sekundärbahn zu verbinden. Sie plante die Linie Schlichtstedt-Polkenroda-Obstheim, forderte aber von Polkenroda einen Zuschuß von 50000 Mark oder Zinsgarantie in einer gewissen Höhe. Der Bürgermeister griff mit beiden Händen zu und schloß mit der Gesellschaft ab, natürlich unter der Voraussetzung der Zustimmung der städtischen Vertretung.

Wir müssen anerkennen, daß der Bürgermeister Recht hatte. Aber was hilft das, wenn die Bürgerschaft nun einmal nicht will, wenn die Arbeiterschaft wütet und sich über unerquickliche Steuern beklagt — die sie übrigens gar nicht zahlt, sondern andre Leute —, wenn der Fortschrittsmann Männermut vor Königsthronen beweist, und die wohlgesinnte Bürgerschaft sich nur für die eignen Interessen zu erwärmen vermag und nie zu haben ist, wenn man sie braucht? Es gab eine endlose und höchst unerquickliche Stadtverordnetenversammlung, die zum Ergebnis hatte, daß schließlich keiner mehr wußte, was er wollte, und was beschlossen sei oder beschlossen werden sollte oder nicht. Die Linke that so, als verlange der Bürgermeister in verbrecherischer Weise, daß die 50000 Mark in seine Tasche fließen sollten, die Rechte wagte weder ja noch nein zu sagen, und die Mitte war für die alte bewährte Methode, die Sache zu verschleppen. Und so erhielt der Bürgermeister seine Vorlage mit einem höchst verwickelten Protokoll zurück. Und schon dies durchzusetzen hatte Mühe gemacht. Denn da war der Zimmermeister Pfaffe, dessen Schwager ein Expeditionsgeschäft hatte, und der bei dem Mangel einer Eisenbahn mit seinen Pferden schönes Geld verdiente. Dieser hörte nicht auf zu rufen: A limine, a limine! was großen Eindruck machte. Ferner war da Herr Kümmerlich, der sich darüber aufregte, daß die geplante Bahn seinen Acker am Mäuseberg durchschneiden könnte, und andre, die Freunde und Verwandte hatten, die voraussichtlich von der Bahn nichts verdienen würden. Diese alle waren für Abweisung a limine gewesen.

Man kann nicht sagen, daß die Donnerschläge, die im Rathause von Polkenroda erklingen waren, auf die Polkenröder einen tiefen Eindruck gemacht hätten. Am andern Morgen steckte Herr Rentier Leifring, ein Patrizier, dessen Ansehen seinem Vermögen entsprach, seinen Kopf, wie er täglich zu thun pflegte, zum Fenster hinaus, sah die Straße hinab, die Straße hinauf und zog seinen Kopf wieder zurück. Darauf erschien er, wie täglich, in der Hausthür, die lange Pfeife in der Hand, prüfte das Wetter und fand, daß Falb Recht habe; darauf wandte er sich seinem Kaffee zu, las den Kurzzettel und war mit der Tagesarbeit fertig bis zu der

Stunde, wo man sich zum Frühschoppen versammelte. Herr Kaufmann Schlegelmilch that seinen Laden auf, bediente seine Kunden, steckte den Wotenfrauen die Ladenhüter in den Korb, die er in der Stadt nicht losgeworden wäre, und wickelte ein paar Pantoffeln in die neueste Nummer des Pollenröder Tageblatts, die den Sitzungsbericht des vorigen Tages enthielt, ohne dieses wichtige Aktenstück gelesen zu haben. Herr Glimpf, eine der Stützen der Optimatenpartei, las diesen Bericht mit Aufmerksamkeit und teilte, was er darüber dachte, mit vorsichtig vorgehaltener Hand seinen Gesinnungsgenossen beim Frühschoppen mit. Und der Herr Oberpfarrer redete mit Entrüstung und Betrübnis seiner Frau gegenüber von den Geistern der Finsternis, dem Wüten des Antichrists, und daß man in diesem allem die Vorzeichen des Endes zu erkennen habe. Aber die Frau Oberprediger hielt es doch für nötig, inzwischen noch die Gardinen waschen zu lassen. Und der Herr Rektor verhaute den jungen Pfaffe, indem er sich dabei vorstellte, daß er den alten in den Klauen habe.

Am Stammtische bei Mutter Grüneberg spielte man wie alle Abende seinen Stat und schien sich für ein merkwürdiges Grünsolo ohne Fünf mehr zu interessieren, als für den Bürgermeister und seine Eisenbahn. Als jedoch Zimmermeister Pfaffe und sein Freund der Stadtssekretär um Mitternacht nach Hause gingen, stieß der Stadtssekretär seinen Freund an und sagte: Noch so eine Attacke, dann liegt der Bürgermeister auf dem Rücken. Und der andre nickte verständnisinnig.

Der Bürgermeister war tief betrübt. Weniger darüber, daß seine Vorlage auf so harten Widerstand gestoßen war, als darüber, daß er von seinen Freunden so schnöde verlassen wurde. In der That, diese Freunde hatten sich nicht gut genommen, sondern hatten den Bürgermeister allein kämpfen lassen und waren merklich kühl geworden, als sie sahen, daß ihm der Erfolg fehlte. Denn es ist ja nichts in der Welt erfolgreicher als der Erfolg. Inzwischen drängte die Eisenbahngesellschaft auf Abschluß, indem sie drohte, bei weiterer Verzögerung die Linie über Krähendorf statt Pollenroda legen zu wollen. Hiermit trat der Bürgermeister in den „psychologischen Moment“, wo sich zum Beispiel ein Feldherr entscheiden muß, ob er, um die Schlacht zu retten, gegen den Befehl angreifen solle. Wenn der Bürgermeister den Augenblick vorübergehen ließ, wenn er die Verhandlungen abbrach, wenn die Gesellschaft ihre Drohung ausführte und die Bahn über Krähendorf führte, so war Pollenroda's Zukunft für immer verloren.

Indem er dies mit schmerzlicher Bewegung bedachte und dabei seine Augen über das verhängnisvolle Protokoll schweifen ließ, ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er hatte die Vorlage gemacht, daß die Stadt entweder 50 000 Mark Kapital à fonds perdu zahlen oder eine Zinsgarantie in einer gewissen Höhe übernehmen solle. Die Kapitalzahlung war abgelehnt worden, von der Zinsgarantie hatte nur Dunkles im Protokoll gestanden. Man konnte bei allerdings etwas gewaltsamer Auslegung das Protokoll so verstehen, daß unter Ablehnung der Kapitalzahlung die Zinsgarantie genehmigt worden sei. Der Bürgermeister beschloß, das Protokoll in diesem Sinne zu verstehen, und schloß mit der Eisenbahngesellschaft ab.

Die Bahn wurde gebaut, vollendet und abgenommen. Als der erste Zug bekränzt und angebrüllt zum Bahnhof von Pollenroda emporgeklettert war, als man sich zum Festessen im Prinzen Ferdinand versammelt hatte und die Stöpsel der Sektflaschen flogen, als der Bürgermeister von seinem Freunde Alfred Sauerbrei angejubelt und als Wohlthäter der Stadt gefeiert wurde, und als man wiederum der Lüge und dem Wahn den Tod geschworen hatte, da erlebte der Bürgermeister seinen großen Tag. Und jedermann war zufrieden. Eine Eisenbahn war doch eine schöne Sache. Sogar Pfaffes Schwager war zufrieden, denn er machte die Erfahrung, daß er wegen der Eisenbahn seine Pferde nicht abzuschaffen brauchte. Und der besorgte Landwirt konnte nicht bestreiten, daß er für seinen Streifen Acker ein gutes Stück Geld bekommen habe, und daß der Rest des Ackers immer noch Weizen brachte.

Aber es kam der Tag, wo die Gesellschaft den Zinszuschuß forderte. Der Bürger-

meister hatte gehofft, daß man sich in die gegebne Lage finden werde, und das wäre wohl auch geschehn. Denn man empfand allerseits die Wohlthat der Eisenbahnverbindung, und man sagte sich: Von nichts ist nichts, und wenn die Stadt den Nutzen hat, kann sie auch Opfer bringen. Es wäre vielleicht alles ganz glatt gegangen, wenn nicht die verlezte Bürgertugend von Pfaffe und Genossen Rache geschrien hätte. Der Bürgermeister habe die Stadt an die Eisenbahn verraten und verkauft, er sei Schuld an dem unvermeidlichen Bankrott der Stadt; es fehlte nicht viel, so hätte man ihm vorgeworfen, daß er die Gelder veruntreut und im eignen Nutzen verwandt hätte. Mindestens hatte er im allerhöchsten Grade pflichtwidrig gehandelt. Im sozialen Blättchen wurden schon Kampfsignale geblasen und die Zustände in Polenroda als gänzlich verrottet und verkauft dargestellt, und es würde nicht eher besser werden, als bis dieser Bürgermeister da wäre, wo er hingehörte, nämlich im Zuchthaus — nämlich, setzte man vorsichtigerweise hinzu, als Aufseher. Der Bürgermeister beschwor seine Getreuen bei allem, was ihnen heilig sei, sich des Versprechens, das sie ihm am Tage der silbernen Hochzeit gegeben hätten, zu erinnern und für die höchsten Güter des Vaterlands einzutreten. Wenn man den andächtigen Mienen der Herren hätte glauben wollen, so waren sie alle bereit, der Lüge und dem Wahne den Tod zu schwören. Am nächsten Tage lief ein Schreiben des Herrn Stadtrats Sauerbrei ein, worin er sein Amt niederlegte. Und zugleich bestätigte sich das Gerücht, er habe seine Fabrik an seinen Werkmeister Wachtel verkauft und ziehe nach Loschwitz bei Dresden, um dort „vom Grün des goldnen Lebensbaumes“ zu zehren. Die Wahrheit war, daß er erkannt hatte, daß nach Verlust des amerikanischen Marktes durch die Mac Kinley-Bill die Handschuhindustrie gelähmt sei, und daß er als vorsichtiger Mann gut thue, sich beizeiten aus der Affaire zu ziehen.

Damit fehlte dem Bürgermeister seine Hauptstütze, und da sich die andern Mitglieder des Magistrats überaus lau zeigten und die Stadtverordneten fortfuhrten, den Bürgermeister wegen der Eisenbahn zu ärgern und anzuklagen, so wurde die Bürgerschaft eines Tags von der Nachricht überrascht, daß der Bürgermeister sein Amt niedergelegt habe, um Direktor einer Kohlengrube zu werden.

Am andern Morgen steckte Herr Leifring wie immer seinen Kopf zum Fenster hinaus, Herr Schlegelmilch wickelte seine Waren in die neueste Nummer des Tageblatts, Herr Glimpf las die Notiz, daß der Bürgermeister abgehe, ohne in Erregung zu kommen. Aber der Herr Oberpfarrer erkannte die Übermacht des Antichrists und die Anzeichen des bevorstehenden Endes immer deutlicher, und der Herr Rektor verhaute Pfaffe junior, der übrigens auch ohnedies die Hiebe wohl verdient hatte.

Als der Bürgermeister abgegangen war, zerfiel die bürgermeisterliche Partei. Es war niemand da, der die Führung hätte übernehmen können. Der eine hatte keine Zeit, und der andre hatte keinen Mut, und so traten denn Pfaffe und Genossen die Herrschaft an, Pfaffe in der Stadtverordnetenversammlung, der Stadtssekretär im Magistrat. Das neue Regiment kam sogleich zu der Überzeugung, daß man, um eine tüchtige Kraft als Bürgermeister zu gewinnen, den Gehalt bedeutend erhöhen müsse. Früher hatte man dem alten Bürgermeister sein Gesuch um ein paar hundert Mark Zulage rundweg abgeschlagen, jetzt ging die Vorlage glatt durch. Denn ist es doch auch ein großer Unterschied, ob eine Vorlage von einem reaktionären Magistrat zu Gunsten eines reaktionären Bürgermeisters eingebracht wird, oder von einer Versammlung, die auf der Höhe der Zeit steht und sich auf die breiten Schichten des Volks stützt. Die Konsequenz des Beschlusses war natürlich, daß auch der Stadtssekretär eine ansehnliche Zulage erhielt. Der Stadtssekretär strich seine Zulage schmunzelnd ein und sagte auf dem Heimwege zu seinem Freunde Pfaffe: Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich.

Es kam zu der Neuwahl des Bürgermeisters. Zahllose Meldungen liefen ein, viele befrachtete Herren — Fracks in allen Stilen und Lebensaltern — zogen sozu-

sagen im Gänjemark durch die Stadt, um bei den maßgebenden Personen Besuch zu machen. Im geheimen wurde gewählt, und im öffentlichen wurden die Chancen der einzelnen Bewerber abgewogen. Als aber die Wahl abgehalten war und die Wahlzettel gezählt wurden, kam das unerwartete Resultat heraus: der Stadtschreiber war mit zwei Stimmen Majorität gewählt worden. Die Herren auf der wohlhabenden Bürgerseite waren entsetzt, und der Herr Oberpfarrer erkannte das nahende Ende mit voller Deutlichkeit.

Die Männer, die einst der Lüge und dem Wahne, womit doch eigentlich der Herr Stadtschreiber gemeint war, den Tod geschworen hatten, aber leider zu lässig gewesen waren und mehr auf das eigne Geschäft als auf das Wohl der Stadt geachtet hatten, rafften sich auf. Sie forschten in der Vergangenheit des Herrn Stadtschreibers nach und fanden da einen dunkeln Punkt, Veruntreuung oder Disziplinaruntersuchung oder so etwas, machten Bericht an die königliche Regierung und erhoben gegen die Wahl Protest. Die Folge war, daß die königliche Regierung ihre Bestätigung versagte. Der Stadtschreiber schnob Rache, wühlte und suchte seine Gesinnungsgenossen zu bewegen, ihn in wiederholter Wahl zu präsentieren und alle Rechtsmittel gegen diese frevelhafte Vergewaltigung der bürgerlichen Freiheit anzuwenden. Aber der Stadtschreiber mußte auch seinerseits erfahren, daß der Erfolg den Erfolg schafft. Als er eines Abends mit seinem Freunde Pfaffe nach Haus ging und diesen in seinem Sinne zu bearbeiten suchte, sagte dieser etwas ungnädig: Nun halten Sie aber einmal endlich das Maul, Schiebelbein, Sie haben Ihr Teil weg; andre Leute sind auch noch da. Was wollte Schiebelbein machen, er zog sich grollend zurück und begnügte sich mit seiner Zulage.

Eine Neuwahl mußte also vorgenommen werden. Nachdem man abermals geprüft, erwogen und verhandelt hatte, ging als Sieger hervor ein Doktor Scheibe, das heißt ein entgleister Referendar mit einem gewaltigen Schnauzbarte, gewaltiger Stimme und großer Zungenfertigkeit, der sich aber in den Händen der maßgebenden Personen als weiches Wachs erwiesen hatte, und der auch außerdem Schulden haben sollte, was von gewissen Menschenkennern, die wußten, an welchen Zügeln man Menschen führt, nicht ungern gesehen wurde. Nachdem dieser sich Pfaffe und Genossen leibeigen verschrieben, auch einen körperlichen Eid abgelegt hatte, daß er die Vereinigung der Privatschule und der Rektorklasse hintertreiben werde, wurde er „mit überwältigender Mehrheit“ gewählt, und zwar mit Hilfe der Gruppe, die teils verborgen, teils offenbar der Sozialdemokratie angehörte.

Die neue Ära begann. Die Helden dieser neuen Ära waren mit sich selber höchst zufrieden. Wenn man den Erörterungen über den Stand des städtischen Haushalts bei Mutter Grüneberg glauben wollte, so war alles über alles Lob erhaben. Die alten Knackstiesel waren beseitigt, das Wohl der Stadt lag in den Händen des freien Mannes, der allein ein Hort aller Bürgertugend ist. Eine goldne Zukunft that sich auf, denn die kommende Zeit mußte eine Zeit der Gerechtigkeit, des Aufschwungs, der allgemeinen Prosperität sein. Viele von der alten Verwaltung in unverantwortlicher Lässigkeit unterlassene Verbesserungen wurden sogleich in die Hand genommen. So die Neupflasterung der Straße nach dem Bahnhof, die den Wagen des Schwagers von Pfaffe den Weg um zehn Minuten verkürzte, die Vermehrung der Lampen in der Gegend des Stadtverordneten so und so, die Herabsetzung der Pacht, die Genosse so und so zu zahlen hatte, Ankauf eines Ackerstücks, das einem Better eines Gesinnungsgenossen gehörte, zur Anlegung eines städtischen Bauhofes. Dagegen wurde von der Erhöhung der Lehrgelöhne abgesehen — des Rektors wegen, eines Menschen, der sich nicht entblödete, seine würdelose Gesinnung bei jeder Gelegenheit kundzutun. Auch wurden die Verhandlungen wegen der Vereinigung der Privatschule mit der Rektorklasse so geführt, daß sie scheitern mußten.

Noch ein letzter Versuch wurde von dem Kuratorium der Privatschule, daß die Schule aus eignen Kräften nicht mehr aufrecht erhalten konnte, gemacht, man

bat um eine städtische Subvention. Das Schicksal dieser Petition war von vornherein klar. Der Herr Bürgermeister hätte nicht nötig gehabt, in großen Tönen von dem Arbeitergroßchen zu reden, der nicht zum Besten einer begüterten Minderheit ausgegeben werden dürfe, und Herr Pfaffe hätte nicht nötig gehabt, an die reaktionären Ketten zu erinnern, unter denen man früher geseufzt hatte. Die Petition wurde abgelehnt, und als die Stadtväter der regierenden Partei mit Hochgefühl die Rathhaustreppe hinabstiegen, geschah es in dem erhebenden Bewußtsein, den Geldsäcken und Dicknasen einen Schlag versetzt zu haben, den sie fühlten. Denn nun mußte die Privatschule eingehn.

In der That, die Schule löste sich auf. Bald darauf verzogen drei wohlhabende Familien, ihrer Kinder wegen, die sie nicht in Pension geben wollten. Und andre schickten sich an, zu folgen.

Immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Bürgermeister bei seinem siebenten Glase Bier. Aber der Stadtkämmerer stellte mit Betrübnis das schöne Steuereinkommen, das nun verloren ging, in Abzug und fragte sich verzwecklich, wie der Ausfall zu decken sei, wenn das so weitergehe. Denn in der That, der städtische Etat hatte in kurzer Zeit ein ganz andres Gesicht bekommen. Die schönen Zeiten, wo man noch Überschüsse hatte und einen Notgroßchen sparte, waren längst vorüber. Man stak in Schulden bis über die Ohren und seufzte unter schweren Steuern. Und man hatte doch gar nichts sonderliches ausgegeben. Die Verwaltung war doch in den besten Händen gewesen. Wer war der Schuldige?

Der Bankrott der Handschuhfabrik von Maier und Süßholz, der einen neuen empfindlichen Steueranfall brachte und viele Arbeiter brotlos machte, verschlimmerte noch die Lage.

Der Herr Bürgermeister ließ sich durch alles das nicht anfechten. Er trank mit seinen Freunden alle Abende sein reichliches Teil Bier, spielte den Großartigen und vermehrte seine Schulden. Man borgte ihm noch, und somit war er zufrieden. Ging nicht mehr in Polkenrode, dann wo anders. Sich graue Haare wachsen zu lassen, dazu war er der Mann nicht. Aber der alte Leifring sah in dieser Zeit seit zwanzig Jahren zum erstenmal nicht früh nach dem Wetter. Er hatte die Nacht nicht geschlafen, lag krank zu Bett, und seine Haushälterin suchte ihn mit Kamillenthee zu trösten. Ach, sein Leiden war mit Kamillenthee nicht zu heilen, es saß in seinem empfindlichsten Organ, in seinem Portemonnaie. Der Bankrott von Maier und Süßholz kostete ihm manches Tausend, und wer wußte, was noch kam? Und Schlegelmilch machte zwar wie alle Morgen seinen Laden auf, aber er seufzte über schlechte Zeiten.

Der Bankrott war nicht ein zufälliges oder durch besondere Fehler verschuldetes Ereignis, sondern eine Folge davon, daß Amerika durch seine Schutzollgesetzgebung dem Auslande den amerikanischen Markt verschloß. Wie verhielt sich nun die Arbeiterschaft dieser schwierigen Lage gegenüber?

Gegen die amerikanische Verzollung war nur aufzukommen, wenn zu verhältnismäßig billigen Preisen möglichst gute Ware produziert wurde. Nur die wertvollsten Sorten vermochten den Zoll zu tragen, und nur mit ihnen konnte man den Konkurrenzkampf aufnehmen, weil man in Amerika gute Handschuhe in dem Preise und der Güte des deutschen Fabrikats nicht herzustellen vermochte. Gute Ware setzt gute Arbeiter voraus. Aber der Arbeiter hatte keine Lust, sich Mühe zu geben oder auf die Wünsche des Fabrikanten Rücksicht zu nehmen. Was ging ihn denn der Fabrikant an? Der Fabrikant, von dem man annahm, daß er immer die Tasche voll Geld habe und nur aus Geiz und Bosheit die Arbeiter drücke, war da zum Lohnzahlen und mußte mit der Arbeit, wie sie der Arbeiter zu liefern für gut fand, zufrieden sein. Daß ein Fabrikat überhaupt nur dann absetzbar sei, wenn es eine bestimmte Güte und bestimmten Preis habe, das kam ihnen nicht in den Sinn, das sagte ihnen auch keiner ihrer Führer. Und wenn es der Fabrikant sagte, nannte man es Mumpitz. Man feierte seinen Sonntag, machte blauen Montag, bequente

sich Dienstag Mittag unmutig und mit wüstem Kopfe zur Arbeit und verrichtete, um trotzdem sein Wochenpensum fertig zu bringen, seine Arbeit flüchtig und schlecht. Eine solche Ware aber vermochte den Zoll nicht zu tragen und war in Amerika nicht verkäuflich.

Die Fabrik von Alfred Sauerbrey war von dem Werkmeister Wachtel, der als Vertreter einer sozialistischen Genossenschaft handelte, gekauft worden. In der sozialistischen Presse wurde über das Ereignis Halleluja gesungen. Man sah das Kommen der neuen Zeit, die Expropriation des Besitzstandes; man rüstete sich, der Welt zu beweisen, daß alles glorreich gehe, wenn es nur in die rechten Hände komme. Aber man machte die Erfahrung, daß Herrnspielen gar nicht so leicht ist, wie man gedacht hatte. Zinsen müssen hier wie da gezahlt werden, und die bösen Amerikaner nahmen mit ihren Zöllen auf die Polkenroder Weltverbesserer gar keine Rücksicht. Und diese Not mit den Arbeitern, die nichts leisteten, sondern nur immer Geld haben wollten! Man hatte es ja früher selbst mitgemacht, aber jetzt war die Sache doch ganz anders. Wachtel warf in heller Wut seine Felle, die er gerade in der Hand hatte, an die Erde und schrie, er wolle die faule Bande schon zwiebeln, und wenn sie keine Verzunft annähmen, so würde sie schon der Hunger zahm machen. So sagte ein Genosse von seinen Mitgenossen. War das nicht schrecklich? Als nun die Verhältnisse immer schlechter wurden, fing Wachtel wirklich an, seine Arbeiter zu zwiebeln. Was wollte er machen? So, wie es bisher gegangen war, konnte es nicht weiter gehn, dabei konnte das Unternehmen nicht bestehn, und so erlebte die Welt das erbautliche Schauspiel, daß Genossen wider ein genossenschaftliches Unternehmen den Ausstand predigten.

In der Handschuhfabrikation dieser Gegend ist die Einrichtung getroffen, daß man in Gruppen zusammen arbeitet, allemal drei Arbeiter und ein Lehrling. Um nun Lohn zu sparen, stellte Wachtel zwei Lehrlinge in die Gruppe, und andre Fabriken folgten nach. Es erhob sich ein Sturm von Entrüstung. Man berief Arbeiterversammlungen und beschloß die Forderung zu erheben, es dürfe überhaupt kein Lehrling eingestellt werden, so lange ein unbeschäftigter Vollarbeiter vorhanden sei. Wenn die Fabrikanten darauf nicht eingehn wollten, so werde man in einen allgemeinen Ausstand eintreten. Hier fehlten nun allerdings nicht besonnene Leute, die ihre warnende Stimme erhoben und sagten, es wären jetzt schlechte Zeiten, und man sollte mit dem Streik lieber noch warten. Ach was, wurde von den arbeitslosen Arbeitern geantwortet, sie hätten auch schlechte Zeit, und wenn sie nichts hätten, dann brauchten andre auch nichts zu haben. Nachdem man sich bis Mitternacht gestritten und sich gegenseitig die ehrenrührigsten Dinge vorgeworfen hatte, einigte man sich dahin, daß vor Ausbruch des Streiks der Bürgermeister als Schiedsrichter angerufen werden sollte.

So geschah es. Den Fabrikanten wurde ein Ultimatum vorgelegt, und diese lehnten, wie sie gar nicht anders konnten, ab. Der Herr Bürgermeister aber nahm das Schiedsrichteramt an und besprach sich mit seinen Gesinnungsgenossen. Man war im stillen der Meinung, daß die Arbeiter mit ihrem Streik verrückt sein müßten; aber wie der Bürgermeister an seine Hintermänner gebunden war, so hingen diese wieder von den sozialistischen Hilfskräften in der Stadtverordnetenversammlung ab, mit deren Hilfe sie die Majorität gewonnen hatten. Und dazu erhob die Reaktion damals gerade wieder schamlos ihr Haupt. Das heißt die Herren Optimaten und Ackerbürger waren, nachdem die Dinge gar zu bunt geworden waren, aufgewacht und singen an, gegen Pfaffe und Genossen zu Felde zu ziehn. Wenn jetzt der äußerste linke Flügel versagte, so konnte die Herrschaft verloren gehn. Man durfte also um Gottes willen nicht gegen die Arbeiter entscheiden.

Das war die Meinung des Parteiführers und darum auch die des Herrn Bürgermeisters. Dieser berief also eine Konferenz. Er machte den Fabrikanten eine sträfliche Miene und appellierte an ihrem Patriotismus und Gerechtigkeitsinn. Den Arbeitern riet er zur Mäßigung, ließ aber durchblicken, daß sie eigentlich im Recht seien, und so führten die Verhandlungen zu keinem Resultat, und die Arbeit wurde eingestellt. Den Fabrikanten hätte es recht sein können, da nur geringe und schlecht

lohnende Aufträge vorlagen, aber wenn erst längere Zeit nicht geliefert war und die Kunden abgesprungen waren, so hielt es schwer, die abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen, und das Geschäft mußte als ruiniert gelten. Und so wurde also erreicht, daß, als nach Beendigung des Ausstands die Arbeit wieder aufgenommen wurde, es nur in geringem Umfang geschehen konnte, und daß die große Menge der Arbeiter ohne Brot war.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Herr Bürgermeister mit lallender Zunge bei seinem zehnten Glase.

Wer war nun an dem Niedergang der einst so blühenden Stadt schuld? Allemaal der nicht, der die Frage stellt, sondern der andre. Da man nun auch in Pollenroda dieser Meinung war, so geriet man in Streit, den man zuletzt dadurch schlichtete, daß man dem Bürgermeister alle Schuld aufbürdete. Der Bürgermeister war so unklug, sich zu verteidigen, und so gab es Auseinandersetzungen zwischen ihm und Pfaffe und Genossen. Darauf kündigten diese ihm die geliehenen Gelder, und nun kam es zu gerichtlichen Klagen und großem Skandal. Als sich der Gerichtsvollzieher schon rüstete, Siegel in des Bürgermeisters Wohnung anzulegen, erlebte die Bürgerschaft, daß ihr Bürgermeister in Nacht und Nebel und unter Hinterlassung einer schweren Schuldenlast davonging.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Stadtsekretär, den Herrn Bürgermeister parodierend, und dachte ernstlich daran, seine Kandidatur wieder aufzustellen. Aber es kam nicht dazu, da sich schnell ein Ersatz für den erledigten Posten fand, ein Mann, der die Verhältnisse kannte, und der bei seiner Wahl weiter nichts versprach, als, er wolle sich Mühe geben, die festgefahrene Karre wieder loszumachen. Er gab sich wirklich auch alle Mühe. Er ließ die Mäusequelle in Stein fassen, das Wasser chemisch untersuchen und feststellen, daß es eine gewisse entfernte Ähnlichkeit mit Oberjalsbrunn habe; er verhandelte mit Finanzmännern, indem er ihnen vorschlug, Pollenroda als Badeort zu gründen; er versuchte Holzindustrie nach Pollenroda zu verpflanzen, Spielsachenfabrikation einzurichten, ja er sprach das kühne Wort aus: Vor allem müsse, wenn man steuerkräftige Einwohner in die Stadt ziehen und sie dort festhalten wolle, die Privatschule wieder ins Leben gerufen, mit der Lateinklasse des Rektors verbunden und, wenn nötig, mit städtischen Mitteln unterstützt werden. Und niemand widersprach ihm.

Ob es helfen wird?

Geht doch unter die Agravier, sagte der Kantor, der einmal wieder den Mund nicht halten konnte, eines Abends bei Mutter Grüneberg, ihr laßt ja so schon Gras auf den Straßen wachsen.

Da fehlte aber nicht viel daran, so wäre man handgreiflich geworden.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Obstruktion. Über den Begriff der parlamentarischen Obstruktion herrscht keine rechte Einmütigkeit. Es kommt hierauf wenig an, wenn man sich nur über die Unsicherheit des Wortsinns klar ist. Daß die Obstruktion das Funktionieren des parlamentarischen Apparats unterbinden will, ist nur eine oberflächliche Umschreibung, die Hauptsache dabei ist der schikanöse Mißbrauch der parlamentarischen Einrichtungen, ganz besonders der Geschäftsordnung durch die Parlamentsminderheit zu dem Zweck, die Mehrheit in der ihr von Rechts wegen zustehenden Befugnis zur Erledigung der Parlamentsaufgaben zu hindern. Das Schikanöse darf als Merkmal nicht fehlen, die Verdrehung des Sinns der Rechtsätze, sodaß etwas andres, als